



Ein neues Judentum am Horizont

Mit den Einwanderern aus der ehemaligen Sowjetunion ändert sich auch der Alltag der jüdischen Gemeinden

Der Traum von einer Renaissance des deutschen Judentums ist ausgeträumt. Wenn es sie denn nach der Schoa aus den „Resten der Geretteten“ überhaupt wieder gegeben haben sollte. Wer geglaubt hat, durch die jüdische Zuwanderung aus der ehemaligen Sowjetunion werde es zu einer Erneuerung des deutschen Judentums kommen, so wie es vor dem Zweiten Weltkrieg existiert hat, dürfte inzwischen eines Besseren belehrt worden sein. Schleichend haben sich die jüdischen Gemeinden in Deutschland mit ihren knapp 100.000 Mitgliedern strukturell verändert.

Nach dem Ende der Hitler-Diktatur waren Männer wie Rabbiner Leo Baeck fest davon überzeugt, dass „die Epoche der Juden in Deutschland ein für allemal vorbei“ sei. Er sprach damit aus, was die meisten Überlebenden ahnten, sich aber nicht eingestehen wollten. Viele von ihnen hatten sich in einer Art virtueller Heimat eingerichtet, die in Wirklichkeit aber nicht mehr existierte.

Seit Anfang der neunziger Jahre hat sich die Lage radikal verändert. Jährlich sind 15.000 bis 20.000 jüdische Zuwanderer aus der ehemaligen Sowjetunion mit ihren Familien ins vereinte Deutschland gekommen. Als Folge dessen haben sich die Mitgliederzahlen der jüdischen Gemeinden mehr als verdreifacht. Längst bilden diese Zuwanderer die große Mehrheit der Gemeindemitglieder. Ein neues, ein anderes Judentum in Deutschland wird in Konturen am Horizont sichtbar.

Mit der 1991 getroffenen Kontingentflüchtlingsregelung ist ein entscheidender Schritt getan worden, um jüdischem Leben in Deutschland eine dauerhafte Perspektive einzuräumen. Die Zeit der „gepackten Koffer“, wie es lange Zeit hieß, um das Bleiben in Deutschland zu rechtfertigen, scheint endgültig vorbei zu sein. Ob die Politologin Diana Pinto allerdings mit ihrer These recht behalten wird, dass sich mit dem russisch-jüdischen Zuzug nach Deutschland ein „jüdisches Europa in ganz neuer kultureller und historischer Dimension entwickeln“ könnte, wird sich erst noch in der Praxis erweisen müssen. Fest steht jedenfalls: Die jüdischen Gemeinden im vereinten Deutschland durchlaufen

seit dem Zuzug russischer Juden einen radikalen Umformungsprozess, der das Gemeindeleben von Berlin bis Köln und Hamburg bis München stark verändert. Die „Neuen“ sind in den Gemeinden zwar zahlenmäßig deutlich in der Mehrheit. Mit dem, was sie dort vorfinden, können sie allerdings wenig anfangen. Folglich gestalten sie das Gemeindeleben nach ihren eigenen Wünschen und Vorstellungen. Dabei sehen sie keinen Anlass, sich im Umgang mit alteingesessenen Gemeindemitgliedern allzusehr zu arrangieren, beispielsweise in der Frage, welche



Prof. Dr. Julius H. Schoeps

Sprache in der Gemeinde gesprochen werden soll – Deutsch oder Russisch. Trotz aller Spannungen und Konflikte zwischen „Alteingesessenen“ und „Neumitgliedern“: Tatsache ist, dass das Ziel erreicht wurde, das einst als Argument bei der Verabschiedung der Kontingentflüchtlingsregelung als Grundlage diente: Die Absicht, durch die

Zuwanderung aus der früheren Sowjetunion und ihren Nachfolgestaaten das demografische Überleben der Gemeinde in Deutschland zu sichern. Die jüdische Gemeinschaft hierzulande ist mittlerweile, prozentual betrachtet, die schnellstwachsende Gemeinde der Welt – noch vor Israel und den Vereinigten Staaten. Allerdings hat die zunehmende Dominanz der russisch-jüdischen Zuwanderer auch ihren Preis.

Die Alteingesessenen, also die Reste des deutschen Judentums, die DPs und ihre Nachkommen sowie jene Israelis, die sich vor 1989 in Deutschland niedergelassen haben, spüren, dass etwas unwiderruflich zu Ende geht. Sie ahnen, dass die Welt des deutschsprachigen und deutsch geprägten Judentums endgültig im Verschwinden begriffen ist.

In den Gemeinden geben heute die ehemaligen Bürger der Sowjetunion zunehmend den Ton an. Sie schätzen, um den Orientierungswandel anschaulich zu machen, verständlicherweise Schriftsteller wie Dostojewski, Turgenjew und Gogol, können hingegen mit Schiller und Goethe vielleicht noch etwas, aber mit Börne und Heine kaum noch etwas anfangen.

Diese Entwicklung, man mag sie begrüßen oder bedauern, schließt nicht aus, dass künftig doch wieder so etwas wie ein neues deutsches Judentum entsteht.

Welche Gestalt dieses Judentum allerdings haben wird, kann heute niemand vorhersagen. Fest steht nur, dass es seine geistig-kulturellen Wurzeln nicht in Deutschland, sondern in Osteuropa haben wird. Vom deutschen Judentum vor 1933 unterscheidet es in wesentlichen Belangen, vor allem, was die Bindung zu Deutschland angeht. Das bedeutet aber nicht, dass dieses sich neu formierende Judentum keinerlei Elemente eines deutsch-jüdischen Vermächtnisses integrieren kann.

Julius H. Schoeps

Biowissenschaftlicher Denkstil und jüdische Identität

Das Dissertationsprojekt der MMZ-Mitarbeiterin Veronika Lipphardt

Im Zuge der Modernisierung biowissenschaftlicher Forschung bemühten sich einige Mediziner, Anthropologen und Biologen (im folgenden: Biowissenschaftler), die sogenannte „Biologie der Juden“ auf statistischer, experimenteller und theoretischer Grundlage zu untersuchen.

Allerdings hatten diese Bemühungen für Forscher mit jüdischem Hintergrund einen besonderen Stellenwert: Es ging um die Beschaffenheit und die Bewertung der eigenen Identität und um die Integrität des eigenen sozialen Umfeldes. Verstand ein Wissenschaftler sich selbst als Jude, egal ob im kulturellen, religiösen oder biologischen Sinn, so galt es, Widersprüche zwischen dem wissenschaftlichen und dem persönlichen Verständnis des Judentums aufzulösen oder zumindest zu benennen.

Aber auch wenn ein Forscher aus einer jüdischen Familie sich nicht als Jude verstand, konvertierte oder den jüdischen Glauben verließ, wurde er, gemäß der Doktrin seiner Disziplin,

Kurzvita

Veronika Lipphardt studierte von 1993 bis 1994 Musikwissenschaft, Judaistik und Geschichte an der Universität Wien, von 1994 bis 2000 Biologie, Geschichte und Soziologie an den Universitäten Potsdam, Freiburg und Berlin und schloß im Dezember 2000 ihr Studium mit dem



1. Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien (Biologie und Geschichte) ab. Während des Studiums sammelte sie Arbeitserfahrungen in verschiedenen Bereichen, u.a. als

Interviewerin in einem Oral-history-Projekt des Moses-Mendelssohn-Zentrum in Potsdam, als Abstractverfasserin für eine Datenbank des Bundesumweltministeriums und als Mitarbeiterin verschiedener Editionsprojekte am Lehrstuhl für deutsch-jüdische Geschichte der Universität Potsdam. Von April bis Oktober 2001 arbeitete sie als wissenschaftliche Hilfskraft am Interfakultären Zentrum für Ethik in den Wissenschaften, Uni Tübingen. Seit Dezember 2001 promoviert sie mit finanzieller Unterstützung des Cusanuswerks bei Prof. Rüdiger vom Bruch (Lehrstuhl für Wissenschaftsgeschichte der HU Berlin). Im Dezember 2004 war sie als Organisatorin eines Symposiums an der HU und als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Simon Dubnow Institut Leipzig beschäftigt. Seit August 2005 ist Veronika Lipphardt Mitarbeiterin am MMZ.

im biologischen Sinne zur „jüdischen Rasse“ gezählt.

In beiden Fällen sah man sich mit den durchwegs pejorativen Attributionen des Rassenkonzepts, bezogen auf die vermeintliche „jüdische Rasse“, konfrontiert.

Dieses Dilemma vertiefte sich noch für diejenigen, die die Biowissenschaften als Berufsfeld gewählt hatten, um sich von ihrer jüdischen Herkunft zu distanzieren: Naturwissenschaften versprachen objektives, universales, unparteiisches Wissen als Weltanschauungs-Grundlage und unterstützten damit die Hoffnung auf Integration. Gerade die Konzepte der Biowissenschaften schienen aber zu bestätigen, dass die Überwindung der Differenzen unmöglich sei - waren dieselben doch vermeintlich den Gesetzen der Vererbung unterworfen.

Darauf musste man eine Antwort finden, und sollte sie wirksam und „wahr“ sein, dann musste sie auf wissenschaftlichen Füßen stehen. Die so genannte „Biologie der Juden“ bestand daher zu einem großen Teil aus Beiträgen von Forschern mit jüdischem Hintergrund.

Einige von ihnen bemühten sich um die Gründung von Forschungsinstituten, die sich der „Erforschung der Biologie der Juden“ widmen sollten.

Diese wissenschaftlichen Bemühungen - seien sie forschungspraktischer, institutioneller oder theoretischer Art - bilden den Gegenstand meiner Studie.

Veronika Lipphardt

Leon Pinsker, der Antisemitismus und die nationaljüdische Bewegung

Jahre vor dem Erscheinen von Herzls berühmter Programmschrift „Der Judenstaat“ hat der aus Odessa stammende Arzt Leon Pinsker mit seinem Aufruf „Autoemancipation! Mahnruf an seine Stammesgenossen von einem russischen Juden“ eine innerjüdische Diskussion ausgelöst. Angesichts der Pogrome in Russland sah Pinsker das Projekt der Integration als gescheitert und die Hoffnung auf die Gleichstellung als trügerisch an. Daher forderte er eine Abkehr von allen Assimilationsbestrebungen und die Ausbildung eines nationalen jüdischen Bewusstseins mit dem Ziel der Gründung eines eigenen Staates.

Der neu erschienene Band enthält unter anderem den Aufruf, die Protokolle der Kattowitzer Konferenz sowie Korrespondenzen.

Julius H. Schoeps (Hg.), *Leon Pinsker, der Antisemitismus und die Anfänge der nationaljüdischen Bewegung*, Philo, Wien/Berlin, 2005. (ISBN 3-86572-530-9)

Städtebauliche Visionen

Ein Buch von Ines Sonder

Die israelische Stadtplanung begann nicht erst mit Gründung des Staates im Jahre 1948. Bereits in den Schriften des Vordenkers eines jüdischen Staatswesens, Theodor Herzl, finden sich zahlreiche städtebauliche Visionen für einen künftigen „Judenstaat“. Jüdische Architekten, mehrheitlich aus dem deutschen Sprachraum stammend und an deutschen Architekturhochschulen ausgebildet, entwarfen vor und nach dem Ersten Weltkrieg Stadtpläne und Architekturphantasien für ein neues Zion. Zu ihnen zählten Wilhelm Stiassny, Alex Baerwald oder der renommierte Architekt Erich Mendelsohn. Ihr gemeinsames Planungsideal war die Gartenstadt, ein soziales



Erich Mendelsohn

Bild: MMZ-Archiv

und städtebauliches Reformkonzept, das zeitgleich in Europa zahlreich Verbreitung fand und Ausdruck eines neuen Planungsansatzes im Städtebau war. Der neu erschienene, reich bebilderte Band fasst erstmals die zionistischen



Nahalal (Israel) - Entwurf von Richard Kauffmann

Stadtplanungsvisionen zusammen, hinterfragt ihren ideengeschichtlichen Ansatz und konfrontiert sie mit den gebauten Realitäten: von der Gründung Tel Avivs bis zu den jüdischen Gartenvororten von Jerusalem und Haifa, die in den 1920er Jahren nach Plänen von Richard Kauffmann errichtet wurden.

Ines Sonder, *Gartenstädte für Erez Israel*.

Zionistische Stadtplanungsvisionen von Herzl bis Kauffmann, Hildesheim/Zürich/New York, 2005. (ISBN 3-487-12811-X)

Das Unbehagen im Warenhaus

Massenkonsum und Antisemitismus in Mitteleuropa, 1870-1970

Paul Lerner, Associate Professor of History an der University of Southern California (Los Angeles), und derzeit Humboldt-Stipendiat am MMZ untersucht die Geschichte der Warenhäuser und die antisemitischen Reaktionen, die deren Aufstieg hervorrief.

Warenhäuser sind erst in den 1880ern in deutschen Städten entstanden. Die große Mehrheit wurde von jüdischen Geschäftsleuten begründet und geführt. Das Warenhaus wird sofort nach seiner Entstehung ein kontroverses Symbol der Moderne, das gleichzeitig als faszinierender Tempel des Konsums sowie als Bedrohung alter Handelsformen und deutscher Sitten und Traditionen betrachtet wird. Doch teilten ganz unterschiedliche Beobachter die Auffassung, dass Warenhäuser gewalttätige Institutionen seien, dass sie eine große Macht verkörperten, die das

Leben dramatisch und definitiv veränderten. Die Macht der Warenhäuser, beziehungsweise der modernen Konsumgesellschaft steht im Mittelpunkt des Forschungsprojekts, in dem die Verbindungen zwischen Darstellungen von Warenhäusern und Bildern von Juden auf verschiedenen Ebenen untersucht werden.

Das Projekt, das auf Archivmaterial und zeitgenössischer Literatur, politischen Schriften, und Kulturkritik basiert, verfolgt die Konstruktion des Warenhauses als jüdisches Phänomen vom Anfang des Warenhausbetriebes im mitteleuropäischen Raum über die nationalsozialistischen Angriffe auf jene Geschäftshäuser bis in die 1960er Jahre, als Warenhäuser und Massenkonsum wieder Gegenstände heftiger politischer und kultureller Auseinandersetzungen wurden.

Red.

Identität additiv

Treffen zum Projekt „Russische Immigration“

Zu einem finalen Arbeitstreffen im Rahmen des VW-gesponserten Forschungsprojektes „Russische Juden in Israel, Deutschland und den USA“ trafen sich Anfang August 2005 Forscher aus Urbana / Illinois, Augusta / Georgia, Tel Aviv, Berlin und Potsdam in den Räumen des Moses Mendelssohn Zentrums. Das internationale Team arbeitet seit rund zwei Jahren an einer umfassenden Publikation, welche die Integrationsfolge, aber auch Eingliederungsprobleme der russischsprachigen Juden in den genannten Aufnahmeländern übersichtlich und aktuell vergleichen soll. „Bei internationalen Projekten dauert es erwartungsgemäß länger, bis die einzelnen Teams in einem inhaltlichen und methodischen Gleichklang arbeiten“, meinte Julius H. Schoeps, Direktor des Moses Mendelssohn Zentrums, auf Anfrage.

Relativ schnell hatten die Recherchen und Erhebungen in Israel, Deutschland und den USA ergeben, dass ein Teil der russischen Immigranten nicht nur mit elementaren Eingliederungsproblemen (Arbeitsmarkt, Wohnungsprobleme, berufliche Fortbildung) kämpft, sondern sich auch kulturell an vielen Stellen mit der aufnehmenden Gesellschaft reibt. Assimilation im Eisenstadtschen Sinne kommt kaum noch vor, vielmehr streben die Immigranten „additive Identitäten“ an. „Es muss durchaus kein Widerspruch sein, wenn sich die Immigranten als jüdisch im ethnisch-religiösen Sinne, als russisch in der kulturellen Orientierung und als amerikanisch, israelisch oder deutsch im staatsbürgerlichen Sinne verstehen“, interpretierte der Tel Aviver Soziologe Eliezer Ben Rafael die

gewonnenen Daten. Gegenüber Babel-TV fügte er dann hinzu: „Die empirische Erhebung lässt den Schluss zu, dass sowohl die ökonomische als auch die soziale Eingliederung („Insertion“) in Deutschland momentan am schwierigsten vorankommt.“

Eine relativ konträre Diskussion entspann sich am zweiten Konferenztage, an dem die vorläufigen Ergebnisse des Drei-Länder-Vergleiches in ihrer Bedeutung für eine künftige Einwanderungspolitik betrachtet wurden. Willi Jasper (Universität Potsdam) verwies darauf, dass die Chancen und Konzepte einer „multikulturellen Gesellschaft“ in Deutschland kaum noch in der Öffentlichkeit diskutiert würden. MMZ-Direktor Julius Schoeps empfahl eine stärkere Ausrichtung der deutschen Zuwanderungspolitik am amerikanischen Modell („Die Leute müssen es lernen, schrittweise selbst zu schwimmen“). Mikhail Lyubanski (Urbana University Illinois) und Olaf Glöckner (MMZ Potsdam) sprachen sich für Sprachkurssysteme aus, die ausdrücklich auch russischsprachige Lehrer einbeziehen, weil „russische Sprache und russische Identität einfach zusammenhängen“.

Im interdisziplinären Team – das u.a. aus Soziologen, Kulturwissenschaftlern, Politologen, Historikern und einem Psychologen besteht – gab es noch wenig Einigkeit darüber, was der jeweiligen Integrationspolitik an optimierenden Vorschlägen unterbreitet werden kann. Die Diskussion wird noch einige Woche andauern, doch auf das Schlusskapitel der anstehenden Drei-Länder-Publikation (zunächst nur englischsprachig) wird man umso gespannter sein können. og

Die Kuczynskis

Die Geschichte einer Familie

Dr. Axel Fair-Schulz (State University of New York at Buffalo) forschte zwischen Oktober 2004 und Juli 2005 im Rahmen eines vom Deutschen Akademischen Austauschdienst finanzierten post doc-Forschungsprojekts am Moses Mendelssohn Zentrum zur Kuczynski-Brandeis-Gradenwitz-Familie.

Über eine konventionelle Familienbiographie hinausgehend untersucht die Studie, wie die Kuczynskis wichtige Phasen der deutschen Geistes-, Kultur- und Wirtschaftsgeschichte reflektierten. Von der Spätaufklärung über die Romantik bis hin zum Marxismus griffen Familienmitglieder diese Entwicklungen auf und steuerten zum Teil beträchtliche eigene Kontributionen bei, wie besonders die Wirtschaftshistoriker René Robert sowie Jürgen Kuczynski im 20. Jahrhundert. Zur Familie gehören aber auch Schriftstellerinnen wie Ruth Werner sowie Bankiers wie Wilhelm Kuczynski und Immobilienunternehmer wie Adolf Gradenwitz im späten 19. Jahrhundert.

Das Forschungsprojekt konzentriert sich besonders auf das die Familie einbettende linksbürgerliche Milieu.

Die von Axel Fair-Schulz verfasste Biographie des Wirtschaftshistorikers und universell gebil-



des Gesellschaftswissenschaftlers Jürgen Kuczynski (1904-1997) erscheint bereits im September 2005 bei Philo (ISBN 3-86572-538-4). Die Darstellung konzentriert sich zwar auf die Jahre in der DDR, betont aber zugleich seine

Verwurzelung im neo-humanistischen, assimilierten deutsch-jüdischen Großbürgertum. Mit über 150 Buchpublikationen und ca. 4000 Aufsätzen, Rezensionen und Essays war dieser in Habitus und hochkultivierter Bildung dem 19. Jahrhundert zu entstammende scheinende Gelehrte einer der produktivsten Wissenschaftler des 20. Jahrhunderts. In eine prominente Familie des Berliner Wirtschafts- und Bildungsbürgertums hineingeboren, schloss sich Kuczynski 1930 der kommunistischen Bewegung an, der er bis zu seinem Tod angehörte. Er verstand Wissenschaft sowie politisches Engagement und Publizistik als Einheit.

Trotz dieser eindeutigen weltanschaulichen Festlegung und den damit verbundenen dogmatischen Verengungen schuf sich Kuczynski einen international respektierten Ruf als methodisch innovativer Experte besonders für die Lage der Arbeiter im Industrie-Kapitalismus. *Red.*

Die Dreyfus-Affäre: Schande und Ehre einer Demokratie

Oberst i.G. Bertrand Louis Pflimlin anlässlich der Ausstellungseröffnung von „J'Accuse“ - Zur Affäre Dreyfus

Sehr geehrte Damen und Herren,

ich habe mit großer Freude die Einladung von Herrn Professor Schoeps und Frau Dr. Kotowski angenommen, um anlässlich der Eröffnung der Ausstellung zur Affäre Dreyfus ein Grußwort zu sprechen. Vielleicht fragen Sie sich auch, wie ein französischer Offizier sich zu dieser Affäre, die die französische Armee nicht vorteilhaft erschienen ließ, äußern wird.

Ich selbst bin in Mülhausen geboren, der Geburtsstadt Alfred Dreyfus, und habe auch meine Kindergartenjahre im Haus der Familie Dreyfus verbracht, das heute leider nicht mehr existiert. Diese beispielhafte Geschichte, die man heute noch als „die Affäre“ bezeichnet, hat somit Frankreich, das zu dieser Zeit in zwei geteilt war, sowie mich, zutiefst gezeichnet.

Die Affäre Dreyfus und die Welle des Antisemitismus, die sie ermöglichte, hat die jüdische Gemeinschaft bestürzt. Aber es waren vor allem die Juden aus dem Elsass und der Mosel, unter denen viele sich nach 1871 für Frankreich entschieden hatten, die diese Affäre zutiefst bestürzt hat. In der Tat konnten sie es nicht akzeptieren, dass Antidreyfusismus und französischer Patriotismus gleichgestellt wurden.

Die französischen Antisemiten haben Dreyfus als Opfer gewählt, nicht nur den Juden, auch den Elsässer. Ihre Angriffe haben die zweideutigen Gefühle enthüllt, die viele Franzosen des „Inneren“ für ihre ehemaligen Landsleute der annektierten Gebiete damals empfanden. Bereits vor 1870 haben diese gleichen Personen Zweifel über die Angehörigkeit der Einwohner des Elsass und der Mosel zu Frankreich erhoben aufgrund ihrer regionalen Kultur, die vom Deutschen geprägt ist, wovon die Dialekte, wie zum Beispiel der elsässische, zeugen.

Der Vater Dreyfus, ein Textilunternehmer aus Mülhausen, hatte sich für Frankreich entschieden und das Elsass 1872 mit seiner Frau und sechs seiner sieben Kinder sowie mit 15.000 anderen Elsässern verlassen. Sein ältester Sohn ist bis 1897 in Mülhausen geblieben. Ultrationalisten behaupteten daraufhin, dass Elsässer, insbesondere Juden, in Wirklichkeit deutsche Spione waren, die die elsässische Identität als Tarnung benutzten.

Dieses anti-elsässische Gefühl wurde bei-

spielhaft von Georges Delahache, auch Lucien Aaron genannt, in seinem Buch „Plaidoyer für die Annektierten“, das 1902 erschienen ist, sowie in seiner im gleichen Jahr erschienen Abhandlung „Juden“ beschrieben. In diesen Werken bekämpft er das antisemitische Frankreich am Ende des XIX. Jahrhunderts. Man sollte daran erinnern, dass Berichte der Polizei davon zeugen, dass

sind, und diejenigen in Erinnerung rufen, die für die Verteidigung der Wahrheit leiden mussten.

Ich möchte zu den berühmten Intellektuellen, Gelehrten, Künstlern und Akademikern, zu denen Georges Clémenceau, Marcel Proust, Daniel Halevy, Bernard Lazare, Joseph Reinach und natürlich Emile Zola zählen, folgende Personen hinzufügen:

- Den Major im Generalstab Picquart, der verhaftet und nach Tunesien versetzt wurde.

- Den Senator Scheurer-Kestner, Vizepräsident des Senats, Protestant und Elsässer, der wichtigste Politiker, der sich für die Verteidigung Dreyfus engagiert hat. Er wurde nicht wiedergewählt und starb vor dem Ende des Epilogs, aber er hinterließ ein hervorragendes Buch über die Affäre.

- Vor allem möchte ich aber Mathieu Dreyfus nennen, der Bruder Alfreds, der jeden Tag, jede Stunde, jede Minute für die Wahrheit gekämpft hat.

- Schließlich muss auch Lucie Dreyfus genannt werden, die Gemahlin Alfreds, eine bewundernswerte Frau, die die Hoffnung für ihre Kinder bewahrt hat, als schon alles verloren schien. Man kann sich kaum vorstellen, was für ein Leben sie während dieser schrecklichen Jahre geführt hat.

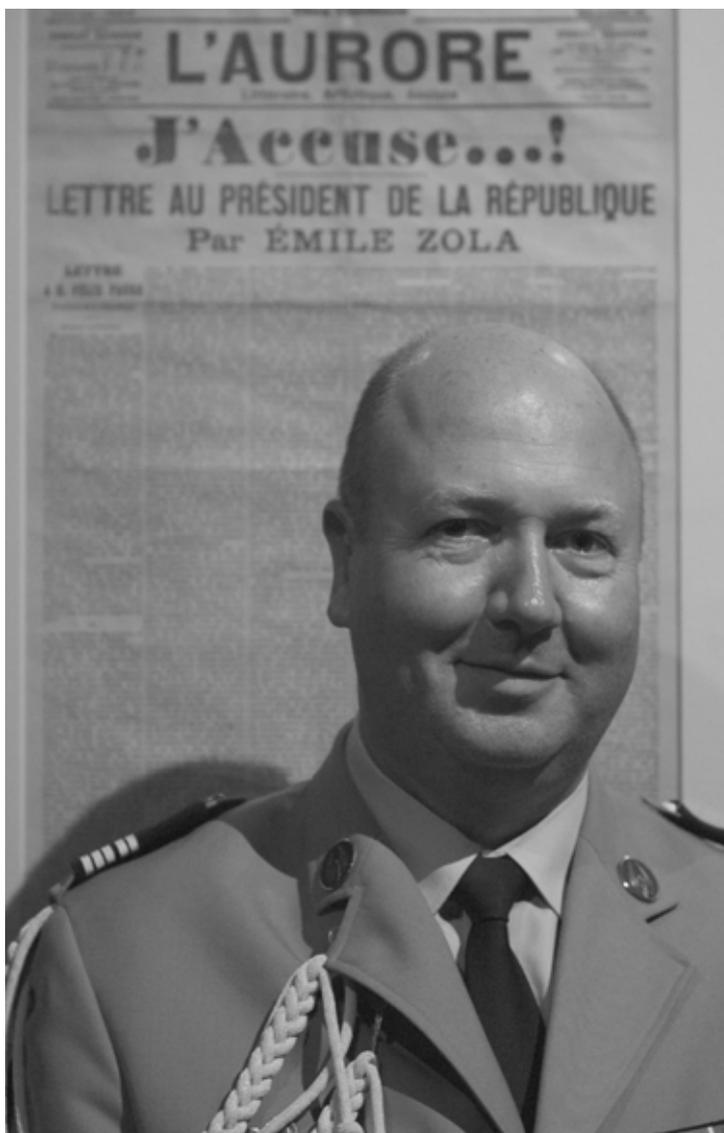
Diese Affäre ist eine Schande für Frankreich und vor allem für die französische Armee. Aber die Stärke unserer Demokratien ist es, ihre Fehler zu erkennen, um zu verhindern, dass sie sich in der Zukunft wiederholen.

Zum Major ernannt, trat Alfred Dreyfus wieder in die französische Armee ein und wurde am 21 Juli 1906 mit dem Kreuz der Ehrenlegion ausgezeichnet. Heute erinnert eine Statue auf dem boulevard Raspail, in Paris, daran, dass der Hauptmann Dreyfus nie Mitleid erregen wollte, sondern einfach um Gerechtigkeit kämpfte.

Vor 70 Jahren, am 12. Juli 1935, starb Alfred Dreyfus in Paris. Zwei Tage später, am 14. Juli 1935, überquerte der Trauerzug für Alfred Dreyfus den Place de la Concorde in mitten von Truppen, die zum Anlass des Nationalfeiertages angetreten waren.

Bis heute bleibt der Hauptmann Alfred Dreyfus eine Ehre für Frankreich und insbesondere für die französische Armee.

Oberst i.G. Bertrand Louis Pflimlin
Stellvertretender Verteidigungsattaché und
Heeresattaché bei der Französischen Botschaft



Oberst i.G. Bertrand Louis Pflimlin

Foto: T. Barniske

während des Höhepunktes der Welle des Antisemitismus im Jahre 1898, gewalttätige Demonstrationen in 60 Städten Frankreichs stattfanden, ohne die zahlreichen Pogrome zu zählen, die sich in Algerien abspielten.

Mein Ziel ist es hier nicht, daran zu erinnern, was genau die „Affäre“ war, denn die Ausstellung sowie die anwesenden Historiker können dies sicher besser als ich. Aber ich wollte diese Gelegenheit nützen, um an diejenige zu erinnern, die für die Wahrheit gekämpft haben.

Der wirkliche Tod ist nämlich das Vergessen. Ich möchte daher die Namen, derjenigen vergessen, die mit Schande und Schmach verbunden

Übrigens, man sieht die schwarzen Dinger

Die Dreyfus-Ausstellung aus studentischer Sicht

Im Oktober ist Jahrestag. Bereits ein Jahr ist vergangen, seitdem wir uns gesucht und gefunden haben. Blickt man zurück, so haben wir in dieser Zeit einiges geschafft. Zuerst hieß es, an einem Ausstellungskonzept mitzuarbeiten und einen Katalog redaktionell zu betreuen. Ein pädagogisches Konzept wurde erstellt, dessen Wirksamkeit in Führungen durch die Ausstellung und in der Arbeit mit Schulgruppen auch gleich erprobt werden konnte. Ferner wurde gehämmert, geschraubt und gestrichen. Neben geistigen waren also auch körperliche Fertigkeiten gefragt. Wir, das ist eine Gruppe unerschrockener Studenten, die schon bald nur noch „Dreyfusards“ genannt wurde. Manche von uns hatten sich bereits vorher inhaltlich mit der Affäre Dreyfus auseinandergesetzt und suchten ein Anwendungsfeld für ihre Studien, die Herausforderung der praktischen Erfahrung reizte uns sehr. Und die Herausforderung an einer richtigen Ausstellung mitarbeiten zu können. Zusätzlich anspornend war, dass – in aller Bescheidenheit – ohne uns eine Ausstellung mit niedrigstem Budget, kaum Zeit und Personal, nur schwer, vielleicht überhaupt nicht, in die Wirklichkeit hätte umgesetzt werden können. Denn wohl jeder, der schon einmal eine Ausstellung realisiert hat, hätte von diesem Projekt von vornherein abgeraten. Nicht so Elke-Vera Kotowski, die mit unerschütterlichem Glauben an den Erfolg uns allen ein Beispiel gegeben hat, was man mit Hart-

näckigkeit und Optimismus erreichen kann. Das war die vielleicht wichtigste Lektion, die uns eine als „Übung“ angekündigte Lehrveranstaltung mit auf den Weg gegeben hat. Was wird noch in Erinnerung bleiben? Es waren Begegnungen mit Menschen. Solchen wie der Sammlerin Lorraine Beitler, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, anhand der Affäre, Jugendlichen weltweit Courage und Toleranz nahe zu bringen. Oder mit den Besuchern, die in der Ausstellung den Dialog gesucht und mit Worten und kleinen Spenden ihrer Wertschätzung Ausdruck verliehen haben. Es waren die interessierten Blicke, die man bekommt, wenn den Besuchern die weit reichenden Auswirkungen der Affäre bewusst werden. Es waren die erstaunten Gesichter, wenn man erläuterte, dass ein sportliches Großereignis wie die „Tour de France“ auf den Streit um Alfred Dreyfus zurückzuführen ist.

Und vor allem war man Teil einer wunderbaren Seminargruppe. Die Klassenfahrtatmosphäre in Hamburg, der Spaß bei der gemeinsamen Arbeit, wenn drei einen Nagel einschlagen und der vierte über die Verwendung der richtigen Klebestreifen fachsimpelt: „Übrigens, man sieht die schwarzen Dinger“. Die Rotweinabende, wenn wieder einmal eine wichtige Etappe geschafft war. Wenn das Projekt „Affäre Dreyfus – Eine Ausstellung“ nun in Berlin seinen Zenit überschritten hat, wird einem bewusst, was einem fehlen wird: Ihr seid es, liebe Dreyfusards. tk

Pädagogischer Leitfaden im Internet

Ziel der vom MMZ organisierten Ausstellung „J'Accuse - ich klage an!“ ist, vor allem Jugendliche mittels der Dreyfus-Affäre für Antisemitismus und dessen Auswirkungen zu sensibilisieren. Um dies besser vermitteln zu können, war die Ausstellung in der Woche vom 15.-19. August 2005 (2. Schulwoche im Schuljahr 2005/2006) speziell für Führungen von Schulklassen aus dem Land Brandenburg reserviert.

Ein parallel zur Ausstellung entwickelter pädagogischer Leitfaden soll dabei als anregende Unterstützung dienen, das Angebot einer Führung für Schüler und Lehrer durch die Ausstellung unterrichtsintegrierend wahrzunehmen. Der Leitfaden bietet eine Einführung in die Antisemitismusforschung sowie Hilfestellungen zur Analyse von Fotos und der Entschlüsselung von Karikaturen und zur Erkennung von Darstellungen jüdischer Stereotypen.

Darüberhinaus werden Methodenvorschläge für den Umgang mit der Ausstellung und den gezeigten Exponaten sowie eine modellhafte Unterrichtseinheit zur Dreyfus-Affäre unterbreitet.

Der Leitfaden, der auch eine Verbindung der Ausstellung zum begleitenden Katalog ist, kann im Internet unter www.dreyfusausstellung.de abgerufen werden. Red.



Foto: T. Barniske

Bäsheba Flachs, Marco Kießling, Heike Prüfer, Moritz Reininghaus, Sabine Preuß, Christian Engelland, Svenja Perltz, Daniela Vähjunker, Julia Lehmann, Lorraine Beitler (Sammlerin der Dreyfus-Collection), Yael Ruiz (Urenkelin von Alfred Dreyfus), Elke-Vera Kotowski, Rebecka Andrick, Tobias Kunow, Larissa Weber, Ivonne Dombrowski, Katharina Lux.

Von MMA bis MMZ

Notizen – Veranstaltungen – Bücher

Vortragsreihe im MMZ

Anlässlich des diesjährigen Themas von Kultur-land Brandenburg „1000 Jahre Christentum“ befasst sich das MMZ in einer Vortragsreihe mit Aspekten der deutsch-jüdischen Geschichte, vor allem der Geschichte der Juden in Brandenburg. Die Vorträge finden jeweils donnerstags, um 18 Uhr im MMZ statt:

- 6.10. Dr. Irene Diekmann: „Archiv der Erinnerung“ - Vorstellung des Zeitzeugenprojekts des MMZ mit Überlebenden der Shoah aus der Region Berlin-Brandenburg.
20.10. Dr. Wolfgang Weißleder: Spuren jüdischer Geschichte in Brandenburg - Jüdische Friedhöfe.
3.11. Dr. Irene Diekmann: Das KZ Oranienburg im Spiegel zweier früherer Zeitzeugenberichte aus dem Jahre 1934.
1.12. Prof. Dr. Julius H. Schoeps: Das Eigene und das Fremde: Oder die Suche nach dem deutsch-jüdischen Erbe.

IMPRESSUM

Herausgeber:
Moses Mendelssohn Stiftung
Sebastianstraße 31
D - 91058 Erlangen
Telefon: 09131-61800, Fax: -618011
e-mail: kladow@snauf.de

Moses Mendelssohn Zentrum
für europäisch-jüdische Studien
Am Neuen Markt 8
D - 14467 Potsdam
Telefon: 0331-280940, Fax: 2809450
Internet: www.mmmz-potsdam.de
e-mail: moses@mmz.uni-potsdam.de

Moses Mendelssohn Akademie
PF 1420, 38804 Halberstadt
Rosenwinkel 18
D - 38805 Halberstadt
Telefon: 03941-606710, Fax: -606713
e-mail: mma-halberstadt@t-online.de

Redaktion:
Moritz Reininghaus
Dialog erscheint vierteljährlich

Verlag:
Union Aktuell GmbH
Ludwig-Erhard-Straße 7
D - 91052 Erlangen

Bankverbindung: Dresdner Bank
BLZ: 160 800 00
Konto-Nr.: 4200 7575 00



VERFEMT UND VERBOTEN



BÜCHERVERBRENNUNGEN IN DEUTSCHLAND

Internationale Konferenz, veranstaltet von der GESELLSCHAFT FÜR GEISTESGESCHICHTE und dem MOSES MENDELSSOHN ZENTRUM (MMZ) für europäisch-jüdische Studien in Verbindung mit dem HISTORISCHEN INSTITUT der UNIVERSITÄT POTSDAM und dem ZENTRUM FÜR ZEITGESCHICHTLICHE FORSCHUNG

27.– 29. OKTOBER 2005

Donnerstag, 27. Oktober 2005

- 19.15 Uhr** ERÖFFNUNG
Prof. Dr. Julius H. Schoeps
- 19.30 Uhr** ERÖFFNUNGSVORTRAG
Prof. Dr. Hans-Joachim Hillerbrand, Durham/USA
Verbrannte Bücher, verbrannte Ketzer: Christentum und Toleranz

IM ANSCHLUSS, ANLÄSSLICH DER ERÖFFNUNG DER BUCHAUSSTELLUNG

Dr. Doris Wendt, Hildesheim
Das Projekt „Bibliothek verbrannter Bücher“

Freitag, 28. Oktober 2005

- MODERATION
Prof. Michael Salewski, Kiel
- 9.15 Uhr** Prof. Dr. Gerhard Sauder, Saarbrücken
Vorgeschichte und Folgen der Bücherverbrennung im Mai 1933
- 10 Uhr** Prof. Dr. Karin Wilhelm, Braunschweig
Lichtdom und Scheiterhaufen – Die Inszenierung der Bücherverbrennung
- MODERATION
Dr. Irene Diekmann, Potsdam
- 11.15 Uhr** PD Dr. Siegfried Locatis, Potsdam
Indizierungspraxis und „Schriftumpolitik“ im Nationalsozialismus

MODERATION
Prof. Peter Krüger, Marburg

- 14 Uhr** Dr. Werner Tress, Berlin
Studenten: Die „Aktion wider den undeutschen Geist“
- 14.45 Uhr** Prof. Dr. Joachim H. Knoll, Hamburg
„Bündnis zwischen Mob und Elite“ (Hannah Arendt) – Deutsche Professoren im Zeitbruch 1933.

- 16 Uhr** Dr. Simone Bark, Potsdam
„Gegen Klassenkampf und Materialismus“ – Russische und sowjetische Literatur in der Bücherverbrennung

FILMMUSEUM POTSDAM

MODERATION
Prof. h.c. Wolfgang Hempel

- 19 Uhr** Prof. Dr. Guy Stern (Detroit, USA)
„Verbrennt mich!“ – Deutsche Schriftsteller im Exil
- 19.20 Uhr** *„Fahrenheit 451“* (Regie: Francois Truffaut, GB 1966)

Samstag, 29. Oktober 2005

- MODERATION
Prof. Dr. Julius H. Schoeps
- 9.15 Uhr** Prof. Dr. Helmut Peitsch, Potsdam
Die Erinnerungen an den 10. Mai – Debatten im Londoner PEN-Zentrum deutschsprachiger Autoren im Ausland in den Jahren 1953, 1958 und 1963
- 10 Uhr** Prof. Dr. Stefanie Endlich, Berlin
„Brandspuren“ – Die Bücherverbrennung in der Erinnerungskultur
- 11 Uhr** Prof. Dr. Silvia Schlenstedt, Berlin
„Eine ausgegrenzte, verdrängte Kultur – nachhaltige Verluste“
- 11.45 Uhr** Prof. Dr. Gerhard Bauer (Berlin)
Brandspuren und andere Schäden

KONTAKT

Gesellschaft für Geistesgeschichte (GGG)
Universität Potsdam, Historisches Institut,
PF 60 15 53, D-14415 Potsdam
Tel.: 0331-977-1036, Fax: 0331-977-1168
e-mail: tgerber@rz.uni-potsdam.de